

4]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Wieder erwartete mich ein geschlossener Wagen. Ich wußte aber nur, daß ich jetzt dieses Gefängnis verließ; wohin es ging, davon hatte ich keine Ahnung. Merkwürdig war es aber, daß eine Art Wehmut mich beschlich bei dem Gedanken an meine kleine Zelle, in der ich mich schon eingelebt hatte, und daß ich jetzt vielleicht in ein anderes Gefängnis oder vielleicht in die Freiheit sollte. . . . Vielleicht! . . . Warum aber dann so viele Umständlichkeiten? Warum sind diese zwei Gendarmen da? — — — Wozu dieser verschlossene Wagen? Wahrscheinlich komme ich in ein anderes Gefängnis. Aber ich werde mich auch dort einleben. Die acht Monate, die ich im Gefängnis zugebracht habe, haben mir Kraft gegeben, meine Ueberzeugung gestärkt und mich innerlich gereift.

Jetzt war ich auch „Revolutionär“ geworden. Ich hatte beschlossen, mit aller Energie für die Freiheitsbewegung in Rußland tätig zu sein. Ich wollte versuchen, selbst zu handeln. . . . Dies alles ging mir durch den Kopf, als der Wagen vorfuhr. Ich stieg ein, die zwei Gendarmen nahmen auch darin Platz, und im Nu waren wir auf der Straße. Als ich versuchte, den Vorhang etwas wegzuziehen, um doch ein wenig vom Treiben und Leben draußen auf der Straße zu sehen, riß ihn der Gendarm zurück und bemerkte, daß das nicht erlaubt sei.

Nach langer Zeit hielt der Wagen; wir stiegen aus, und ich erkannte den Bahnhof der Nikolaibahn.

„Sie werden für eigene Rechnung reisen,“ sagte der Gendarm, „ich habe das Geld erhalten,“ und sie führten mich in eine Wagenabteilung erster Klasse. Dafür haben wahrscheinlich meine Verwandten gesorgt, dachte ich. Die Lokomotive piffte, der Zug setzte sich in Bewegung, und noch immer wußte ich nicht, wohin die Reise ging.

Es war Anfang Februar 1897. Ueberall lag Schnee, und draußen herrschte ziemliche Kälte. Ich hatte in dem Gefängnis seit Ende Mai gefessen, also den ganzen Sommer dort verbracht. Nun erblickte ich die freie Welt im Wintergewande wieder. Weite schneebedeckte Ebenen; hier und da tauchten Dörfer auf, Tannenwälder zogen vorüber, Schlittenspuren liefen den Eisenbahndamm entlang und verschwanden, wir überholten Bauern in ihren Schlitten — sie schauten dem Zuge nach. Wann werde ich frei sein?

Meine beiden Begleiter sorgten für Essen und Trinken, aber im übrigen unterhielten sie sich über ihre Angelegenheiten, und ich schenkte ihnen keine Beachtung. Ein Versuch, etwas über unser Reiseziel zu erfahren, hatte keinen Erfolg.

Zwischen Lesen und Betrachten der Gegend verging die Zeit. Oft war ich diese Strecke gefahren, wenn ich auf unser Gut oder nach dem Süden Rußlands reiste. Wohin ging es aber nun? Bringen sie mich nach Sibirien oder in eine kleine Stadt im europäischen Rußland? Komme ich in ein anderes Gefängnis? Oder hat vielleicht mein Onkel erwirkt, daß ich auf unserm Gute unter Polizeiaufsicht leben darf? Warum sagt man mir nichts?

Ich fing wieder ein Gespräch mit den beiden Gendarmen an, und erst jetzt gingen sie langsam aus sich heraus. Ich bot ihnen Zigaretten an und steckte einem etwas Geld zu. Es war schon Abend geworden, wir mußten bald in Moskau eintreffen, und noch immer wußte ich nicht, ob es weiter ging, oder ob wir in Moskau bleiben sollten.

Endlich kamen wir an. Wir stiegen wieder in einen geschlossenen Wagen, der Schnee knirschte unter den Rädern, und weiter ging es ins Unbekannte. — — —

Ich versuchte, die Vorhänge zurückzuziehen, wurde aber wieder von dem einen Gendarm daran gehindert. Endlich hielten wir vor einem erleuchteten Gebäude. Wir standen vor einem anderen, mir unbekanntem Bahnhof. Hier stiegen wir in den Zug und setzten die Reise fort. Da hörte ich, kurz bevor die Betten gemacht werden sollten, wie der eine Gendarm zu dem anderen sagte: „Wir kommen dann und dann in Wologda an und erhalten dort sogleich Pferde, so daß wir ohne Aufenthalt weiterreisen können.“ — — Die

Reise ging also nach dem hohen Norden. Aber wohin? Und auf gut Glück fragte ich den einen: „Begleiten Sie mich direkt bis Archangelst, oder erhalte ich in Wologda neue Begleitung?“ worauf er gutmütig antwortete: „Nun, eigentlich sollten Sie es nicht wissen, aber das schadet ja weiter nichts. Wir begleiten Sie bis Archangelst. Ob Sie dann weiter reisen oder dort bleiben, ist uns unbekannt. Sie müssen ein sehr reicher Herr sein, daß Sie mit so viel Bequemlichkeiten reisen können. Was haben Sie denn verbrochen?“ — — Ich antwortete nichts. Die Betten wurden gemacht, ich legte mich hin, der eine Gendarm warf sich unausgekleidet auf den gegenüberliegenden Divan, und zu seinen Füßen setzte sich der andere zur Wache hin.

Am anderen Tage kamen wir in Wologda an. Der eine Gendarm blieb bei mir, der andere besorgte ein Dreigespann, eine „Troika“. Und nun ging die Reise mit Pferden weiter.

Wir reisten Tag und Nacht ohne Unterbrechung und kamen am sechsten oder siebenten Tage spät abends in einer Stadt an. Ich war in Archangelst. Auf mein Verlangen wurde ich in ein Hotel gebracht, wo die beiden Gendarmen bei mir blieben. Uebrigens hatten sie wahrscheinlich aus Petersburg Weisung erhalten, mich sehr zuvorkommend und höflich zu behandeln.

Am nächsten Morgen wurde ich zur Gendarmerieverwaltung gebracht und mußte da in der Kanzlei warten, bis meine zwei Begleiter allerhand Formalitäten erledigt hatten, dann wurde mir erklärt, ich solle mich nach der Kanzlei des Gouverneurs begeben. Hier wurde meine Wohnung notiert und mir gesagt, daß ich in den nächsten Tagen über mein Reiseziel Bescheid erhalten würde.

Ich war in mein Hotel zurückgekehrt ohne die Gendarmen, die zurückreisen sollten, und erfuhr dort zu meiner Ueberraschung, daß meine Verwandten ihre Liebeshwürdigkeit soweit ausgedehnt hatten, daß sie mir noch vor meiner Ankunft einen Koffer mit Kleidungsstücken und Büchern hierher gesandt hatten. Alles war vorgeesehen, um die Strapazen einer solchen Reise zu erleichtern. Ich wollte mir gerade die Stadt ansehen, als ein Schutzmann erschien und mir sagte, ich solle sofort zum Gouverneur kommen. Ich wunderte mich darüber, da ich bereits in der Kanzlei des Gouverneurs gewesen war, und fuhr mit dem Schutzmann zum Gouverneur. Da erschien ein älterer Herr mit sympathischen Zügen im Dienstrad mit einem Stern auf der Brust und sagte zu mir auf französisch: „Entschuldigen Sie, bitte, das Mißverständnis. Ich habe den Polizeimeister beauftragt, sich zu erkundigen, ob Sie zu Hause seien; ich wollte Ihnen eine Visite machen. Der dumme Kerl von Schutzmann hat wahrscheinlich den Auftrag nicht verstanden und Sie unnötigerweise hierher bemüht. Ich habe Ihren Herrn Vater gefannt, und als ich zu meinem größten Erstaunen erfuhr, daß Sie hierher verbannt seien, wollte ich mich Ihrer annehmen. Ich verbeugte mich und sagte: „Ist das alles, Excellenz, was Sie von mir wünschen? Dann kann ich ja in mein Hotel zurückkehren.“ — „Nein, Sie haben mich mißverstanden und sehen in mir bloß den Beamten, und wie es scheint, haben Sie eine Aversion (Vorurteil) gegen Beamte. Das wird die Gefängnishaft mit sich gebracht haben; sehen Sie in mir jetzt nicht den Gouverneur, sondern einen früheren Bekannten Ihres edlen Vaters.“ — Ich dankte ihm, verabschiedete mich und kehrte in mein Hotel zurück. Es waren noch keine zwanzig Minuten vergangen, als sich meine Tür wie von selbst öffnete. Ich erblickte nur den grüßenden Hotelbedienten, und schon erschien der Gouverneur auf der Schwelle. „Sie erwarteten mich nicht. Ich habe mich aber doch soeben anmelden lassen, und mir wurde gesagt, Sie seien zu Hause.“

Man hielt es offenbar für überflüssig, mit mir, dem Verbrecher, viel Zeremonien zu machen. Der Diener im Hotel schien sich auf den Standpunkt eines Polizeibeamten gestellt zu haben.

„Das tut nichts, Excellenz; ich bitte Platz zu nehmen.“ „Ich komme, Ihnen eine Gegenvisite zu machen, und erlaube mir, in meinem und meiner Frau Namen, Sie zu einem einfachen Diner bei uns einzuladen.“ Ich dankte für die außerordentliche Liebeshwürdigkeit und nahm die Einladuna

an. Gegen sechs Uhr fuhr ich hin und wurde von seiner Frau und ihm sehr freundlich begrüßt. Bei dem Diner entspann sich eine zwanglose Unterhaltung, wobei der Gouverneur sein Bedauern aussprach, mich leider nicht in Archangelstf behalten zu können; er müsse mich nach einer kleinen Stadt weiterfenden. „Aber ich hoffe,“ fügte er hinzu, „daß ich Sie in sehr kurzer Zeit wieder hier in Archangelstf begrüßen kann, dann wird Ihnen die Verbannung leichter scheinen, und wir hoffen, Sie oft als unseren Gast zu sehen.“ „Ja, Erzellenz, ich weiß noch gar nicht, auf wie lange ich verbannt bin. Ich habe kein Urteil gesehen. In Ihrer Kanzlei wurde mir mitgeteilt, daß ich in den nächsten Tagen einen Bescheid bekommen würde. Ich finde das, offen gestanden, ungeschicklich.“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählungsliteratur.

Von Ernst Kreowski.

Mag Eyth: „Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen.“ 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Seit einigen Jahren ist man in Deutschland und Frankreich eifrig mit der Lösung des technischen Problems der Flugapparate beschäftigt. Von Fall zu Fall rückt man weiter und glaubt schon nahe an der Vollendung zu sein. Begreiflicherweise haben die seitherigen Versuche das Interesse weitestverbreiteter Kreise auf sich gezogen. Da scheint denn der eingangs genannte Roman gerade zur rechten Stunde gekommen zu sein. Dies um so mehr, als der unlängst verstorbene Mag Eyth Ingenieur und Dichter in einer Person war. Nur er vermochte das Schicksal eines Erfinders so tief herauszuholen und so erschütternd zu schildern, wie er es hier getan. In diesem seinem letzten Werke behandelt Eyth den am 28. September 1771 zu Ulm geborenen Schneider Ludwig Albrecht Verblinger. Es ist das derselbe „narrische Kerl“, der sich um die Erfindung eines lenkbaren Luftballons bemühte und nach einem Leben voller herbster Enttäuschungen ein trauriges Ende nahm. Hier trifft sich's obendrein günstig, daß ein Schwabe über einen Schwaben schreibt. Nicht, als ob Eyth auf eine dokumentarische Lebensschilderung seines unglücklichen Landsmannes verjessen war. Sondern er verfährt mit dem Stoff, wie ein echter Dichter immer. Er macht von dem Recht der Anwendung poetischer Lizenzen reichlich Gebrauch. Aber auf diese Weise hat er ein wirkliches Kunstprodukt zustande gebracht. Außerdem liefert er einen wahrhaft kulturellen Roman von Bedeutung. Eyth kennt sein Heimland- und Volk am besten. Er ist aber auch zugleich ein gründlicher Kenner der württembergischen Geschichte. So sehen wir in die politischen, wie völkischen Zustände seines Geburtslandes um das Ende des 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts klar hinein. Die lebendige Zeichnung der Personen, gehoben durch eine von köstlichem Humor wechselweise umwobene gemütvolle Darstellung stempeln das Werk zu einem der besten aus der neueren Volksbücherei.

Friedrich Berner von Destören: „Christus nicht Jesus“ (Egon Fleischel u. Ko., Berlin 1906). Die nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch in der modernen Literatur erzählender Gattung herorgetretene Differenzierung des Stoffgebietes hat, wie den „Stände“-Roman überhaupt, so auch den Pfaffenroman herborgebracht. Er bewegt sich naturgemäß in zwei Lagern: der protestantischen und der katholischen Konfession entsprechend. Die Konflikte entspringen aus dem Widerstreit der menschlichen Natur und dem dogmatischen Zwange. Unter den katholischen Priesterromanen, die bis jetzt erschienen sind, nimmt „Christus nicht Jesus“ eine Ausnahmestellung ein. Es ist ein österreichischer „Jesuiten-Roman“. Bekanntlich spielt dort der Jesuitenorden in sozialen, wie politischen Leben eine große Rolle. Auf diese staatliche Pestbeule drückt von Destören den Finger. Im ersten Bande entrollt er ein plastisches Bild von der jesuitischen Moral in einem adeligen Erziehungsinstitut. Eine ganze Galerie pfäffischer Charakterköpfe führt er da vor. Wir lernen diese Kirchenstüben in ihrer ganzen Moral kennen. Oberster Grundfatz: der Zweck heiligt die Mittel. Der Name Jesu dient lediglich als Aushängeschild für allerlei geld- und gewinnbringende Geschäfte der verwerflichsten Art. Christ ist keiner. Oder, wer einer sein muß, weil er nicht anders kann, der sprengt die jesuitische Zwangsjade und versucht fortan als freier Mensch zu leben und sich nützlich zu erweisen. Die Handlung des Romans erscheint ein bißchen breit auf zwei umfangreiche Bände ausgezogen. Ramentlich wird den jesuitischen Pädagogen im Stift ein breiter Raum gewährt. Jedenfalls haben diese Schilderungen Anspruch darauf, dokumentarische Ergebnisse zu sein; denn der Verfasser selber wurde, wie mir bekannt ist, in einem österreichischen Jesuitenstift erzogen. Er schildert also wohl Vorgänge, die sich tatsächlich begeben haben. Auch die weltlichen Personen des Romans: Offiziersfamilien, Grafen, Barone, Erzherzöge, Prinzen, Theaterdamen usw., sowie alles was drum und dran hängt, scheinen keine Phantastiegebilde zu sein. Daß der Autor ein trefflicher Erzähler ist, der auch zugleich feinkünstlerische Begabung besitzt, verrät er neuerdings durch diesen Roman.

Freiherr von Schlicht: „Mobil“. (Albert Langen München.) In diesem neuesten Militärroman des leichtflüchtig unterhaltend schreibenden Autors sind sämtliche Bestandteile gemischt, die das landesübliche Soldatenhandwerk auszumachen pflegen, als da sind: Drill im Kasernenhof, Feldübungen, Paraden und was dergleichen mehr. Die Handlung spielt selbstverständlich im Kreise der Regimentsoffiziere und der sogenannten „Gesellschaft“ der Garnison. Flirtende Leutnants, die mit kommerziellen Töchtern und anderen reichen Erbsinnen liebäugeln und nach ihnen angeln, teils der Liebe, zum größten Teil aber Schulden halber, um durch eine Geldheirat aus allen Klemmen herauszukommen. Man ist fortwährend von seiner besonderen „Ehre“ als Offizier überzeugt, pumpt aber jeden an, der einem in den Weg läuft. Im Kasino gehts dann wieder als Bruder Lustig her. Mehr als gepumpten Sekt trinken, blödsinniges Zeug quatschen, tanzen, Kanonenschüsse ausschlagen, reiche Goldfische ins Garn jagen, „Ehrenschulden“ machen, „schneidig“ auf Visiten gehen, zuweilen einen „oralischen Regenjammer“ herumtragen, im übrigen ein kompletter Bohlschädel sein: — nun, mehr Tugenden wird kein vernünftiger Mensch von einem Leutnant erwarten. Und solche Gattung „Mensch“ bramarbaschiert mit ihrem „Geldentum“, den man auf dem nächsten Kriegsaufgabe bewahren werde. . . . „Die Klagen heraus und dem Feinde entgegen!“ Im Grunde aber ist's mit all dem geminten „Heldenmute“ nicht gar so weit her. „Mit Gott für König und Vaterland“ wird man ja wohl in den „heiligen“ Krieg ziehen, wenn's denn schon nicht anders geht. Lieber bliebe man doch zu Hause, ließe sich vom reichen Schwiegervater Kommerzienrat „standesgemäß“ unterhalten und trüge die Uniform, weil man, so lang sie einem nicht vorzeitig ausgezogen wird, doch immer vor dem dämlichen Zivilpaß mindestens zehn Pferdelängen voraus hat. Der Autor kennt ja als ehemaliger Offizier seine Kasse zu genau. Deshalb läßt er's nach allem Aufschneiden zu seinem Krieg kommen. So kann er denn am Schluß auf mehrere glücklich verlobte Paare hinweisen. Mars und Rammon gehen eine Ehe ein. Verschiedene Leutnants sind getretet und die „Ehre“ nebst Vater „Staat“ hoffentlich auch. Der Autor ist ein flotter Erzähler. Mehr aber als leichte Unterhaltungslektüre bietet er nicht. Und als eine Satire auf den preussischen Offiziersstand wird Freiherr v. Schlicht seinen Roman „Mobil“ doch schwerlich verdächtigt wissen wollen.

Gustav Raumann: „Vom Lärm auf dunklen Gassen“ (S. Fischer Verlag, Berlin 1907). Ein moderner Lehr- und Erziehungsroman ist dies Buch. Daß seine stille Handlung auf schweizerischem Boden spielt, ist nebensächlich — oder auch nicht. Im deutschen Flachlande wäre manches undenkbar. Hier aber kommt die Abgeschlossenheit der Bergdörfer hinzu und die großartige Gebirgsnatur. Dam die Eigenheit örtlicher Verhältnisse. Die Leute in Oberdorf sind wohlhabend, ohne daß ihr Wohlstand vom Landbau, oder von Handel und Gewerbstätigkeit herkommt. Aber in jungen Jahren ziehen sie in die Fremde hinaus; und wenn sie dort genug Vermögen gesammelt haben, kehren sie heim, um es hier nutzbringend anzulegen. So klein diese Gemeinde ist, sie hat ihr Schulhaus. Seit den letzten drei Monaten ist kein Lehrer da. Der letzte steckt im Irrenhaus. Das kam so: Man wollte Beweise haben, daß er's mit einigen seiner Schuljungen getrieben hätte, daß er sich gewisser Sträflichkeiten schuldig gemacht, kurz, daß er jedenfalls eine krankhafte Natur — ein Homosexueller gewesen. Als die Sache ziemlich reif war, blieb ihm nur die Wahl zwischen Gefängnis oder Irrenanstalt. Freiwillig wählte er diesen letzteren Aufenthalt. Nun stand die Schullehre offen. Ehe die stolzen Vergassen einen nähmen, der ihnen, ohne daß er einen Verechtigungschein besaß, vom Pfarrer präsentiert würde, wählten sie lieber keinen. Von ist Fritz Weber nach Oberdorf gekommen. Eigentlich ist er Landschaftsmaler, also Künstler von Beruf, lebte in Paris und Rom und reiste von dort her nach Norden. Hier bei Oberdorf erlitt der Postwagen einen Schaden, der ausgebessert werden mußte. Dieser unwillkürliche Aufenthalt wurde für Fritz entscheidend. Da er zuvor seine Vorbildung durch Gymnasium und Hochschule genossen hatte, so mochte ihm nun der Lehrerberuf verlockend erscheinen. Er erbot sich freiwillig für den Unterricht. Erst waren es drei Schüler. Er fand Gefallen an dieser Tätigkeit, denn er sah einen Erfolg — endlich einmal einen Erfolg, der ihm als Künstler verlagert geblieben war. Der Ammann wünscht, Fritz möge sich um den vakanten Lehrposten bewerben. Fritz bittet sich Bedenkzeit aus und spricht mit dem Kirchspielspfarrer. Der beredet ihn, die Stelle anzunehmen. Oberdorf zählt 20 schulpflichtige Kinder, meistens Knaben. Die Ortsinsassen wählen ihn, zunächst auf ein Probejahr. So bleibt er. Seine Unterrichtsmethode ist eigentlich mehr künstlerisch-frei, als schulmeisterlich-pedantisch. Alles läuft dabei auf das eine Ziel hinaus, an der Hinleitung der Kinder zu modernem Mensiendum die Wirkung auf sich selbst zu erproben. Daß diese Methode nicht durchzuführen sei, ohne daß Fritz in Konflikte mit den Insassen gerät, ist wohl selbstverständlich. Und die Konflikte bleiben nicht aus. Sie sind so seltsam, wie das ganze Problem an sich. Zwischen Fritz und Ilse, der Tochter des Pfarrers entspinnt sich eine stille Liebesneigung. Ein benachbarter Hülfslehrer entbrennt in Eifersucht. Er paßt dem Kollegen auf, wo und wie er nur vermag, demütigt ihn auch, ja er verdächtigt ihn sogar der Knabenliebe. Kurt, ein Jugendfreund und Studiengenosse Fritz Webers, der irgendwo als Lehrer amtiert, wirbt um Ilse's Hand. Er weiß nicht, wie die beiden zu einander stehen. Sie gibt ihm nicht gleich ihr Jawort, weil sie noch immer

hofft, daß Fritz sich ihr erklären werde. Der schweigt. So heiraten jene beiden. Aber kurz ahnt, daß seine Frau des Geliebten nicht entranen kann. Nun sollen sie, wünscht er, brieflichen und auch persönlichen Verkehr unterhalten. Fritz paßt aber nicht zu der Rolle des Dritten. Er fürchtet für sich und Ilse. Er ist überhaupt ein Mensch, der immer neue Entwicklungen und neue Kämpfe durchmachen muß, dem das Leben an sich Genüge nicht geben kann. Das Lehrerein desgleichen. Er will und muß sich selbst frei bleiben, „seinen Lebensinhalt leben“. Auch über ihm waltet ein tragisches Verhängnis. Sein Vorgänger erschößt sich, als ihn die Irrenanstalt freigab. Den Kollegen vor diesem begrub eine Lawine. — „Seit fast hundert Jahren ist kein Lehrer des Ortes eines natürlichen Todes gestorben.“ Fritz ertrinkt bei einer Kahnpartie; mit ihm sein Widersacher, der Hilfslehrer, und einer seiner ehemaligen Schüler, dem er freundschaftlich zugetan und den Weg zum Künstlermentum gewiesen. In dem Roman werden moderne Renaissanceprobleme angeklagen, „Wiederkehr“ - Ideen von Nietzsche'scher Zarathustrafarbe. Der Verfasser läßt seinen Helden für diese „neue Glaubensgründung, aus einer ästhetischen Grundstimmung heraus“ erwachsen, Vausleine sammeln und sie in Form von persönlichen Gedanken in seinem „Wiederkehrsbuch“ niederlegen. Fritz Weber mußte scheitern, weil derlei Phantasieren keinen sicheren Boden finden, solange die große Masse für eine „Wiedergeburt“ nicht reif ist.

Wjörnstjerne Wjörnson: „Mary“ (Albert Langen, München 1907). Eine reife Erzählungskunst wird in diesem neuesten und von Cläre Greverus-Wjörn vorzüglich verdeutschten Roman des nordischen Altmeisters geboten. Es wird darin das Problem des verführten Mädchens behandelt. Man könnte ja einwenden, Wjörnson habe allzusehr ausgeholt, um zu dem eigentlichen Thema zu gelangen. Er beginnt nämlich schon bei der Geburt seiner Heldin, oder noch genauer, er schildert den Stammbaum des Krogshöken Geschlechts bis auf den Vater Marys, erzählt dessen Liebesgeschichte, Lebensumtriebe, kurze glückliche Ehe. Das abgöttisch geliebte junge Weib ist im Wochenbett gestorben. Nun war das Kind: Marit oder Mary zurückgeblieben. Sorgsam wird es erzogen und geleitet, bis an die Schwelle des Jungfrauenalters. Nun ist Mary zur Selbstheit erwacht. Das Gängelband wird zerschnitten. Auf Weltreisen wird der geistige Horizont erweitert, das Individuelle eigenförmig behauptet, das erotische Element in ungezweungenen gesellschaftlichen Verkehr gereizt und genährt. Der sinnliche Trieb ist ja nichts Sündhaftes. Er schläft in der Natur des Weibes, bis der erste Mann in seinen Gesichtskreis tritt, d. h. das starke, das physische Kraftbewußtsein, ausgeprägt durch eine werperlich imponierende Persönlichkeit. Das ist in diesem Fall ein junger norwegischer Offizier. Erst war's nur ein Kändeln, ein Spiel der Sympathien. Mary erscheint der Offizier als eine edle Natur. Daß er das gerade Gegenteil ist: — ihr betörtes Herz, ihr unerfahrener Blick konnte das nicht erkennen. Und so gibt sie sich ihm hin aus freier Leidenschaftlichkeit. Dann aber kommt die Erkenntnis allemal zu spät. Jürgen Thüs wird Mary nicht ehelichen. Nun ist sie der Schande preisgegeben. Weiser, so beschließt sie, vorher ein Ende machen. Im Eiswasser des Fjord will sie sich zwar nicht erlösen, aber eine tödliche Erkältung holen. Dann wird niemand erfahren, daß sie den Tod gesucht, weil sie sündig war. Es kommt aber anders. Ein anderer Mann, ein Ingenieur-offizier, hat Mary lange stillen Herzens geliebt. Durch seine Schwester, der sich Mary, wenn auch nur andeutungsweise geöffnet hat, erriet er des Mädchens Unglück und selbstmörderische Absicht. Er sucht sie draußen im Badehaus am Strande. Gerade stand sie im Begriff ihr Vorhaben auszuführen, da stürmt er herein. Nun mag sie sich sträuben, wie sie will. Seine Liebe ist stärker — er rettet Mary für das Leben — und für sich.

H. G. Wells: „Wenn der Schläfer erwacht.“ (J. C. C. Bruns Verlag, Minden.) Wells, ein Landsmann von Oskar Wilde und Bernhard Shaw, ist als der dritte anzusehen, der Ausflüchten hat, auf dem Kontinent berühmt zu werden. Dame „Nobe“ ist allmächtig. Wells, bis vor kurzem nur in England bekannt, hat bereits seinen deutschen Uebersetzer — Felix Paul Grebe — gefunden. „Wenn der Schläfer erwacht“ ist das sechste Buch in deutscher Uebersetzung. Gleich den Vorigen („Die Niesen kommen“, „Die Zeitmaschine“, „Doktor Moreaus Insel“, „Die ersten Menschen im Mond“ usw.) erscheint es als Produkt einer ungeheuren spekulativen Dichterphantasie. Wells läßt jemand nach einem zweihundert Jahre langen Scheintode erwachen. Wie sich ihm jetzt die Welt zeigt, das auszumalen ist des Dichters Aufgabe gewesen. Natürlich wird Graham — der Erwachte — alles von Grund auf verändert finden: die Verkehrsverhältnisse, die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände. Und wodurch hat sich diese totale Umwälzung vollzogen? Durch die ins Riesenhafte, Unfassbare gesteigerte Verbollkommnung der Technik. Die Menschen werden nicht mehr gehen — es gibt nur noch gleitende Straßen. Ueberhaupt wird sich jeglicher Verkehr hoch über den Häusern vollziehen. Vermittels geheimnisvoller Windschächte, Ventilatoren usw. wird man emporgeschleudert, in Schwere gehalten, hier oder dorthin dirigiert, wohin man will. Ein Druck auf einen Knopf, das Dessinen merkwürdiger Tären, Trichter usw. wird alles bewirken. Oder man fliegt durch die Luft. Die Menschen sind überhaupt Flieger geworden. Aeroplanen, Aeroplanen usw. heißen die Flugmaschinen. Sie sind vollkommen in den Willen des Lenkers gefesselt. Das Windfahnenamt bildet die Zentrale. Auch die Kriege werden

„oben“ ausgefochten. Artillerie gibt's keine, „Differenzierung in diese Streitkraft oder jene“ auch nicht. Die einzige Waffe auf beiden Seiten bildet „der kleine grüne Metallkarabiner“. Wells beschreißt auch eine Zukunftschlacht: „Wie hat es in der Geschichte des Krieges ein wilderes Feuern gegeben. Es war eine Schlacht von Dilettanten, ein häßlicher, experimentierender Krieg, bewaffnete Reuterer kämpften gegen bewaffnete Reuterer, vorwärts gejagt von den Worten und der Mut eines Liebes, von der stampfenden Sympathie ihrer Zahlen, strömten in zahllosen Myriaden zu den kleineren Wegen, den untauglich gemachten Lisis, den vor Blut schlüpfrigen Galerien, den Hallen und Gängen, die vor Rauch erstüben, unter den Flugbühnen, um dort, wenn der Müd-zug hoffnungslos war, die alten Geheimnisse des Krieges zu lernen.“ Im übrigen gibt's nur den „Trußt“: Schultrußt, Nahrungsmittel-trußt usw. usw., jedoch keine Arbeitshäuser, keine Mühle und Wohl-tätigkeitsanstalten mehr, allerdings auch keine Revolutionen u. dgl. Wer nicht bei der Arbeitsgesellschaft arbeiten will, wird ins Gefängnis gesteckt oder mit Nahrungsentziehung gestraft oder durch ein Daumenbrandsystem in den Gesellschaftsämtern der ganzen Welt kenntlich gemacht. Kurz es wird vieles da sein und alles ganz anders sein — nach 200 Jahren. Wenn man das Wells'sche Phantasiereis reitet, ist das alles ja wohl zu erfassen möglich. Ich sage: wenn! Aber so lange der Verfasser nicht eine Phantasiemaschine erfindet, damit das Hirn des Lesers intakt bleibe, wird er niemand dazu bringen, seinen genialen, dennoch verwirrenden Begabungen ins Wunderland utopischer Träume folgen zu können, ohne ernstlich für seine Gesundheit besorgt zu sein. Das Beste an dem Buche ist wohl, daß Wells sich über alle Phantastien lustig zu machen scheint. Es gibt eben Grenzen, über die der Mensch, so lange er physisch an seinen Erdplaneten gebunden ist, nicht hinauskann.

Kleines feuilleton.

Ik. Vorfrühling. Spät will es diesmal Frühling werden. Aber nun ist der Anlauf gemacht. Der Schnee ist verschwunden bis auf wenige Reste an geschützten Stellen. Drei sind die dunklen Ackerflächen und die ersten grünen Halmspitzen machen sich zum Aufsteigen bereit. Eifrig tummeln sich Saat- und Rebellträhnen, denen der viele Schnee eine recht unerwünschte Spazienzit bot. Schier bis an den Rand haben die Frühlingswässer die Gräben gefüllt und zaghaft machen sich die ersten Frösche bemerkbar, die ihrem schlammigen Winterschlaflager entfliegen sind. In den großen Bruchwäldern draußen zwischen Spandau und Rauen ist das Wasser stellenweise auch über die Gräben getreten und umspült den Fuß der Erlen, Birken und Kiefern. Aber der Blumen-reigen der Anemonen, der dort um diese Zeit von den blauen Leber-blümchen schon eröffnet zu werden pflegt, hat noch nicht begonnen. Selbst die Gängeferzen an den Haselsträuchern stäuben noch nicht, sondern strecken sich langsam im Schein der höher steigenden Sonne. Rüden tangen über den vergilbten grasigen Rändern der Wald-wege, und im Wasser daneben wimmelt es schon schwärzlich von ihren lebhaften kleinen Larven. Das braune Laub vom Herbstfall fällt Rand und Boden der Tümpel und Gräben. Noch sind die braunen Blätter unverändert, aber schon entwickelt sich zwischen ihnen eine Anzahl kleinen Getieres, die sich von ihnen ernähren, allmählich zwischen dem Blattgedröbe die weicheren Teile aus-nagen und nur das Adernetz als zierliches Blattskelett stehen lassen, bis auch dieses zerfällt und im Schlamme untergeht.

Noch winkt uns keine Blume, kein Schmetterling gaukelt vor uns her, fern sind noch die Sängler des Waldes. Wenn aber die Wolken die Sonne in die Kronen blicken läßt, leuchtet der Wald in der stillen Schönheit des Vorfrühlings auf. Prächtigt wirken die entlaubten Birken gegen die dunklen Kiefern und Erlen und im Weitererschreiten findet das Auge immer neue Reize. Wie im Halb-schlummer liegt die Natur. Bald aber werden die warmen Frühlingsstürme brausen und sie vollends wecken. —

Papierverbrauch und Papierfabrikation der Welt. Wenn der Ver-brauch an Seife einen Maßstab für die Kulturstufe einer Nation ergibt — schreibt der „Prometheus“ — so darf wohl mit mindestens gleichem Recht der Verbrauch an Papier als Maßstab für die geistige Reife und die Bildungshöhe eines Volkes betrachtet werden, denn fast die Hälfte des in der Welt produzierten Papiers verfällt der Druckerschwarzze, dient also der mehr oder weniger ausgedehnten Verbreitung des Gedankens, des Wissens. Läßt man den Papierverbrauch als Maßstab gelten — man wird auch hier das bekante Körnchen Salz nicht vergessen dürfen —, dann stehen die Vereinigten Staaten an der Spitze der Kulturnationen, dem sie verbrauchten, nach der „Revue scientifique“, jährlich 38,6 englische Pfund Papier pro Kopf der Bevölkerung. An zweiter Stelle steht England mit 34,3 Pfund pro Kopf und Jahr, und Deutschland folgt mit einem jährlichen Bedarf von nur 29,98 Pfund pro Kopf. Frankreich verbraucht 20,5 Pfund, Oesterreich 19, Italien 15,4 Pfund und Serbien, das am wenigsten Papier verbrauchende Land in Europa, nur 1,1 Pfund. Serbien steht damit auf einer Stufe mit China, das einen gleichen Verbrauch aufweist. In bezug auf das der Bildung dienende Papier dürfte indessen Serbien doch höher stehen als China, da in letzterem Lande sicher-lich weit mehr als 50 Proz. des verbrauchten Papiers der Drucker-

schwärze entgegen. Ostindien verbraucht nur 0,22 Pfund Papier pro Kopf. — Von den nicht als Druckpapier zur Verwendung kommenden 50 Prozent des Papierverbrauches der Welt dienen etwa 20 Prozent den Bedürfnissen von Handel und Industrie, ungefähr die gleiche Menge beanspruchen die Behörden und der Unterricht zusammen, und der Rest von 10 Prozent dient den verschiedensten Zwecken. — In der Papierproduktion stehen gleichfalls die Vereinigten Staaten mit einer jährlichen Erzeugung von 639 734 Tonnen an erster Stelle. Deutschland fabriziert jährlich 393 683 Tonnen, England 246 051, Frankreich 196 942, Oesterreich 147 706 und Italien 123 026 Tonnen. Etwas mehr als ein Achtel des in Deutschland hergestellten Papiers wird exportiert. Deutschland hat mit 51 000 Tonnen jährlich die Führung im Papierexport. Es folgen England mit 49 210 Tonnen, die Vereinigten Staaten mit 16 880 Tonnen und Frankreich mit 13 090 Tonnen. England sah sich trotz seiner innummerhin bedeutenden eigenen Erzeugung im vergangenen Jahre gezwungen, noch 147 706 Tonnen Papier im Auslande zu kaufen.

Medizinisches.

Fortschritte der Röntgenbehandlung. Die Röntgenbehandlung hat im letzten Jahre trotz mancher Enttäuschungen, die nicht erspart blieben, im ganzen einen Fortschritt zu verzeichnen. In erster Linie ist nach Angabe der Archive für Röntgenstrahlen (London) die Verwendung der Röntgenstrahlen zu diagnostischen Zwecken ausgetastet worden. Die Expositionszeit hat bei der Aufnahme von Röntgenphotographien noch erheblich verkürzt werden können, so daß die Aufnahme des Schattensbildes tiefliegender Organe nunmehr als eine momentane bezeichnet werden kann. Das ist von hoher Bedeutung, weil das Bild bei einer längeren Expositionszeit durch die Atmungsbewegungen verwischt wird. Auf Grund der neuesten Versuche hegt man die berechtigte Hoffnung, daß es bald gelingen werde, frühe Anzeichen der Gicht, des Rheumatismus und rheumatischer Gelenkentzündung mittels der Röntgenstrahlen festzustellen. Die Einspritzung von Sauerstoff in die Gelenke und neuerdings auch in die Blase, hat dazu beigetragen, eine größere Differenzierung des Schattensbildes der inneren Organe herbeizuführen. Auch die Untersuchung der Niere ist durch Einführung dieser Methode gefördert worden. Eine der neuesten Errungenschaften der Radioskopie ist die Untersuchung des Magens während seiner Verdauungstätigkeit. Wenn eine derartige Untersuchung vorgenommen wird, muß der zugeführten Nahrung Bismut beigelegt werden, um sie durchsichtig zu machen. Diese neue Methode hat zur Feststellung einer Reihe von Funktionsstörungen des Magens geführt; auch konnte man bei Anfällen von Epilepsie, Neurasthenie und Migräne eine zeitweise Erweiterung des Magens beobachten. Wahrscheinlich ist jede Erkrankung eines Gewebes von Veränderungen seiner Durchsichtigkeit begleitet, und man kann sich der Hoffnung hingeben, daß es allmählich gelingen wird, jede derartige Aenderung mit Hilfe der Röntgenstrahlen zur Wahrnehmung zu bringen. Wenn die Röntgenstrahlen für die Diagnose immer größere Bedeutung erlangen, so wächst auch das Gebiet ihrer Verwendung zu Heilzwecken. Neuerdings ist man dazu gelangt, Gefäßweiterung, Muttermale, den Hautschwamm mit Röntgenstrahlen und den Haarausfall, die sogenannte Alopecie, mit ultraviolettem Licht erfolgreich zu behandeln. Leider ist es aber noch nicht recht gelungen, die Stärke der zu Heilzwecken verwandten Röntgenstrahlen messend zu bestimmen. Auch eine Reihe anderer Fragen steht noch offen; so weiß man z. B. noch nicht, welches der Einfluß der Röntgenstrahlen auf die Bildung von Giften und Gegengiften ist, oder in welcher Weise elektrische Ströme zur Absorbierung von Medikamenten durch die Haut beitragen. Leider hat die Gesundheit mancher Forscher durch das Arbeiten mit Röntgenstrahlen gelitten. Diese traurigen Erfahrungen werden aber einer jüngeren Generation zugute kommen. Der dritte Kongreß der Deutschen Röntgen-Gesellschaft wird am 1. April 1907 in Berlin abgehalten werden, und vom 13. bis 16. Oktober 1907 wird in Rom der zweite Internationale Kongreß für physikalische Therapie stattfinden. —

Humoristisches.

— **Liberaler Verschmelzung** oder: „fangste schon wieder an?“
 Eine Fraktion zur anderen:
 Also machen wir den diden Strich — Hinter alles, was einstmals gewesen; — Daß wir uns verschmelzen brüderlich, — Soll man künftig in Programmen lesen. — Deine Stellung in dem Schullonist, — Wo du dich gezeigt so dumm und blöde, — Sei zum letzten Mal dir vorgerückt, — Künftig sei davon nicht mehr die Rede. — Deine Haltung bei dem Septennat, die hervorgerufen uns're Spaltung, — Muß ich noch erwähnen grad, — Ach, psui Deibel, war das eine Haltung! — Heute, wo nun die Verschmelzung nah, — Muß ich dir zum letzten Male sagen: — So 'was Schöfies war noch gar nicht da, — Als wie du dich damals hast getragen; — Und ich möchte dir noch heute gern — dafür was auf deinen Rücken pelzen, — Aber, wie gesagt, das liegt mir fern, — Und wir wollen uns ja doch verschmelzen, — Und da fällt mir auch die Flotte ein, — Himmelndonnerwetter, dein Benehmen, — Ich besinne mich, war hundsgemein, — Einfach ruppig, solltest dich was schämen! — Und erst bei den Tropenkolonien, — Ach, was warst du, Bruder,

miserabel: — Na, ich hab's inzwischen schon verziehen, — Aber immerhin, du warst blamabel. — Ehrenvoller wär's, ich liebe dich — Auch in aller Zukunft solo stehlen, — Denn solch' Umgang paßt sich nicht für mich, — Aber sieh', wir woll'n uns doch verschmelzen! — Komm' an meinen Busen, Bruderherz, — Klamm're wie an einen festen Fels dich, — Flieg' in Hoffnungsträumen himmelwärts, — Werde pflaumentweich und dann verschmelz' dich! — Einigkeit sei künftig das Panier, — Meine Herzsubstanz ist nicht von Kiesel, — Und die Welt erob're ich mit dir — Arm in Arm, du gottverdammter Stiesel!
 („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— **Deutsch-französische Gastspiele.** Es war der Plan aufgetaucht, das Berliner Deutsche Theater solle im Pariser Odéon-Theater und Antoine mit der Odéon-Truppe im Deutschen Theater gastieren. Dieses Projekt scheint indes nicht zur Verwirklichung kommen zu sollen. Vielleicht kommt aber jedes Gastspiel für sich zu stande, wenn auch an anderer Stelle.

— Das Repertoire des im April stattfindenden Gastspiels von Beerbohm Tree im Neuen Königl. Opern-Theater (Kroll) ist endgültig festgelegt worden. Das Gastspiel, an dem die Truppe vom Majesty-Theater teilnimmt, beginnt am 12. April mit „Richard II“, dann gelangen „Die lustigen Weiber von Windsor“, „Was Ihr wollt“, „Hamlet“ und „Antonius und Cleopatra“ zur Aufführung. Außerdem wird Mr. Tree noch in dem Sensationsstück „Trilby“ auftreten.

— Carducci und Goldoni werden im Mittelpunkt des nächsten volkstümlichen Kunstabends der Stadt Charlottenburg stehen, der am Sonntag, den 10. März Italien und seiner Kunst gewidmet ist. Ein späterer Abend wird der Kunst der modernen Italiener gewidmet sein, ein dritter Abend der gesamten bildenden Kunst Italiens. Karten sind in allen Charlottenburger Buchhandlungen sowie im Verein zur Förderung der Kunst, Flensburgerstr. 26 usw. zu haben.

— **Der Dichter als — Hofnarr.** Fritz Mauthner erzählt in einem Abschnitt aus seinen Erinnerungen, den er in der Wiener „Neuen Freien Presse“ Berthold Auerbach widmet:

Es war vielleicht mein letzter Abend mit ihm. Wir waren in einem befreundeten Hause gewesen. Auerbach hatte, noch gefährlicher als sonst, von seinen Beziehungen zum Hofe erzählt, unbedeutende Worte des Kronprinzen und der Kaiserin Augusta aufgesaugt. Sich gerührt, er wäre der einzige Dichter, den man bei Hofe gern sähe. Plötzlich brach er auf, leidend, müde oder unzufrieden mit sich selbst. Ich begleitete ihn. Er hing sich schwer in meinen Arm, was sonst nie seine Gewohnheit war. „Man ist doch nur der Hofnarr!“ Ich sah ihn wohl fragend an, denn ich wußte wirklich nicht, ob er mit diesem Worte die letzte Stunde oder die Abende bei der Kaiserin Augusta meinte. Auerbach lachte bitter: „Da und dort; man wird nur als Hofnarr geduldet.“

— Im Auftrage des Tages für Denkmalspflege hat Professor Georg Dehio vom Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler jetzt den zweiten Band herausgegeben, der Nordostdeutschland umfaßt (Verlag von Ernst Wasmuth A. G., Berlin). In alphabetischer Anordnung werden alle Orte, die etwas kunstgeschichtlich Bemerkenswertes enthalten, mit ihren Gebäuden, Plastiken, Gemälden usw. aufgeführt. Es ist nach Vollständigkeit und Zuverlässigkeit gestrebt. Wer die mangelhaften und zweifelhaften Angaben in den üblichen Reisehandbüchern durchgesehen hat, der wird auf seiner Reisen und Wanderungen jetzt gern das handliche Handbuch zum Gefährten wählen.

— **Ein Rousseau-Denkmal.** Jean Jacques Rousseau wird in Montmorency bei Paris, wo er mehrere Jahre gelebt und seinen „Emile“ und andere Werke geschrieben hat, ein Denkmal erhalten. Die Statue, die hier im nächsten Zust enthält werden soll, hat bereits eine kleine Vorgeschichte. Sie ist das Werk des verstorbenen Bildhauers Carrier-Belleuse, der es unvollendet hinterließ; sein Sohn ist nunmehr beauftragt, es zu vollenden. Die Statue war ursprünglich von dem Künstler für einen Wettbewerb entworfen, den die Stadt Paris im Jahre 1834 für eine Rousseau-Statue vor dem Pantheon eröffnete. Es war ein sehr schönes Werk, das den großen Naturphilosophen darstellte, wie er eine Feldblume in seiner Hand betrachtete. Das Komitee war jedoch der Ansicht, daß es Rousseau mehr als großen Naturfreund denn als Philosophen, wie er aufgefaßt werden sollte, darstellte, und so wurde der Entwurf abgelehnt. Jetzt hat nun Dujardin-Beaumez das schöne Werk der Gemeinde Montmorency zum Geschenk gemacht.

— **Ein Sieg des metrischen Systems.** Die vom Kongreß der Vereinigten Staaten eingesetzte Kommission zum Studium der Masse und Gewicht hat mit 7 gegen 5 Stimmen beschlossen, die gesetzliche Einführung des Dezimalsystems für Maße und Gewichte zu empfehlen. Bisher sind in der Union noch allgemein die veralteten englischen Bezeichnungen im Gebrauch, die ein schnelles Rechnen außerordentlich erschweren. Auch in Großbritannien selbst macht sich seit langer Zeit eine Strömung geltend, die für die Einführung des Dezimalsystems eintritt.